

Jasmin Jülicher

Valeria  
Der hohe Turm

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

## **Valeria – Der hohe Turm**

© 2021 Jasmin Jülicher

Annastraße 87

47638 Straelen

Deutschland

Gesamtgestaltung: saje design, [www.saje-design.de](http://www.saje-design.de)  
unter Verwendung von Grafiken von 123rf.com

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages bzw. des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle Rechte vorbehalten.

# VALERIA

DER HOHE TURM



JASMIN JÜLICHER



## • KAPITEL 1 •



**I**ch höre das Klimpern der Schlüssel an meiner Zimmertür und mein Blick wandert träge hinüber zur Uhr an der Wand. Sieben Uhr in der Früh. Jeden Tag, pünktlich auf die Minute. Mit einem Gähnen richte ich mich im Bett auf. Gerade, als die Tür aufschwingt, setze ich die bloßen Füße auf den Boden auf.

„Du bist ja immer noch im Bett.“ Die Hände in die Seiten gestemmt steht Magica dort. Meine Stiefmutter ist bereits tadellos gekleidet, ein edles Kleid aus blauer Seide umschmeichelt ihre Figur. Ihre Augen und Lippen sind geschminkt, doch in ihren Winkeln erkenne ich inzwischen die feinen Falten, die vor ein paar Jahren noch nicht dort waren. Ihre Haare sind zu einer komplizierten Hochsteckfrisur aufgesteckt. Jeden Morgen frage ich mich, wann sie dafür wohl aufsteht. Um vier Uhr in der Nacht? Vielleicht ist sie ein Ghul und muss nachts nicht schlafen. Dann würde genug Zeit für Haare, Make-Up und die Kleiderfrage bleiben. Ich unterdrücke ein Grinsen, als ich aus dem Bett aufstehe. Nein, natürlich ist sie kein Ghul. Nach dem, was ich gehört und dem, was ich

in Büchern gelesen habe, sind die Ghule unten auf dem Erdboden im Aussehen kaum noch menschlich, eher wandelnde Leichen als lebende und atmende Menschen. Aber Make-Up kann so einiges verdecken...

„Zieh dich aus.“ Die harte Stimme meiner Stiefmutter peitscht in meine Gedanken und wie jeden Tag lasse ich mein Nachthemd einfach an meinem Körper herabgleiten. Nackt, nur in meiner Unterwäsche, stehe ich vor ihr. Ich vermeide es, sie anzusehen, blicke einfach an ihrem rechten Ohr vorbei an die Wand hinter ihr.

„Du isst nicht richtig“, zischt sie jetzt und kneift mir in den Bauch. „Oder du bewegst dich zu viel.“

„Nein“, gebe ich zurück. „Ich kann nichts dafür, ich...“

Doch Magica lässt mich gar nicht erst ausreden. „Du bist zu knochig. Du bist zwar jung, aber deswegen musst du nicht weniger wie eine Frau aussehen.“

Ich ziehe es vor, nicht auf ihre Worte zu antworten. Ich weiß genau, wie es jetzt weitergehen wird. Als nächstes bemängelt sie meinen zu kleinen Busen, dann meine hervorstechenden Rippen, als nächstes geht es weiter zu meinen zu rauen Ellenbogen, meiner fahlen Gesichtshaut und meinen abstehenden Ohren. Als sie zu meinen strohigen Haaren kommt, fixiere ich den Punkt hinter ihr so intensiv, dass ich das Gefühl habe, er müsste jeden Moment in Flammen aufgehen.

„Naja, dann wollen wir mal versuchen, das Ganze zu retten“, sagt Magica endlich mit einem letzten langen Blick auf mich und wendet sich ab, um die Flaschen, Tie-

gel, Bürsten und Feilen aus dem Schrank mit dem großen Vorhängeschloss zu holen.

Zuerst kommt das Unangenehmste: Magica schrubbt mich von oben bis unten mit einer groben Bürste und einer körnigen Paste ab. Angeblich soll die Prozedur meine Haut weich und rosig machen, allerdings habe ich jedes Mal das unangenehme Gefühl und die absurde Befürchtung, nach ihrer groben Behandlung besäße ich überhaupt keine Haut mehr, nur noch rohes Fleisch. Doch das Gefühl verfliegt, denn Magica reibt mich mit einer dicken Schicht einer weißen Creme ein, die nach Milch und Honig riecht.

„Nicht bewegen“, knurrt Magica, als ich einen Schritt zurückstolpere, weil sie die Creme mit so ruckartigen Bewegungen verteilt, dass ich das Gleichgewicht verliere. Nach dem Eincremen glänzt mein gesamter Körper weiß. Inzwischen weiß ich, es wird exakt eine Stunde und acht Minuten dauern, bis die Creme eingezogen ist und ich mich endlich – endlich – wieder anziehen darf.

Als nächstes kommen meine Füße an die Reihe. Auch sie werden geschrubbt, die Haut wird mit einem rauen Stein so lange bearbeitet, bis ich die Zähne zusammenbeißen muss, um nicht zu schreien. Auch die Füße werden im Anschluss eingecremt, aber mit einer dickeren Creme, die mit ihrer gelben Farbe wesentlich fettiger aussieht als die für meinen Körper. Ganz am Anfang, vor ungefähr fünf Jahren, kurze Zeit, nachdem mein Vater gestorben war, habe ich Magica gefragt, was das für Cremes sind und was sie dort mit mir macht. Eine Antwort habe ich

nie erhalten, also hörte ich auf zu fragen. Inzwischen sehe ich die Prozedur jeden Tag als eine Art Buße oder Gebet an. In der Zeit, in der Magica meinen Körper schindet, nur um ihn dann wieder mit Creme zu bestreichen, denke ich in Ruhe nach. Ich lasse meine Gedanken wandern, bis ich das Gefühl habe, meinen Körper verlassen zu haben. Dann tragen meine Gedanken mich an fremde Orte, Orte, von denen ich in den zahllosen Büchern gelesen habe, die in den Regalen in meinem Zimmer stehen. Denn Bücher sind die einzige Zerstreuung, die Magica mir zugesteht. Sie sagt immer, ich müsste belesen sein, eine interessante Gesprächspartnerin. Ich weiß zwar nicht, für wen, schließlich ist Magica der einzige Mensch, den ich jemals zu Gesicht bekomme, aber vielleicht hat sie ja vor, sich eines Tages mit mir zu unterhalten. Vielleicht dann, wenn ich schön und auch interessant genug für sie bin.

Die Bürste, mit der Magica durch mein honigblondes Haar fährt, reißt an den Haarwurzeln und ich muss vor Schmerz blinzeln. Schon seit Jahren gebe ich bei der Prozedur keinen Ton mehr von mir, aber die Schmerzen bleiben immer gleich. Sie streicht mir mit der Bürste durch mein Haar, bis meine Kopfhaut ganz taub wird. Als sie endlich damit fertig ist, nimmt sie ein Fläschchen in die Hand. Sie gießt etwas von dem Inhalt in ihre Handfläche und verreibt es zwischen ihren Fingern, bis sie ölig glänzen. Ein intensiver Geruch nach Lavendel breitet sich im Raum aus. Mit präzisen, einstudierten Bewegungen knetet sie die ölige Flüssigkeit in die Spitzen meines hüftlangen Haares.



Ganz am Ende ist mein Gesicht an der Reihe. Ich schließe die Augen. So muss ich Magica nicht ansehen, nicht bei dem zusehen, was sie mit mir anstellt. Ich gebe mir Mühe, an das Buch zu denken, welches ich im Moment lese, darin geht es um die Zeit vor der Ätherkatastrophe. Es geht um einen Mann, der in einem riesigen U-Boot wohnt und damit die Weltmeere bereist.

Doch auch die Gedanken an die wundervollen Worte und die Welt darin, die mir so fremd ist, mir aber gleichzeitig so aufregend erscheint, können mich nicht vollständig von dem ablenken, was Magica mit meinem Gesicht veranstaltet. Auch die Haut dort wird geschrubbt, allerdings mit einer feinkörnigeren Paste als mein Körper, doch sie lässt keinen Zentimeter aus, selbst die empfindliche Haut unter meinen Augen wird nicht verschont. Im Anschluss träufelt sie eine dünne Flüssigkeit darauf, die auf meiner wunden Haut brennt. Ich kenne den Schmerz, ich weiß, er kommt, doch trotzdem zucke ich zusammen, was Magica nur mit einem Lachen kommentiert. Sofort macht sie weiter, trägt auf mein Gesicht eine dicke Schicht einer Creme auf, die unangenehm riecht und mich immer an das Krankenhaus erinnert, in dem mein Vater gestorben ist.

Danach bin ich endlich fertig für den heutigen Tag. Magica lässt von mir ab und tritt einen Schritt zurück, um mich mit zusammengekniffenen Augen zu betrachten. Ich frage mich, was das bringen soll. Mein Körper ist über und über mit einer weißen Cremeschicht bedeckt, Gesicht und Haare glänzen ölig. „Das wird wer-

den“, murmelt Magica, bevor sie sich abwendet und alle Utensilien wieder im Schrank verstaut und das Schloss davor befestigt. Ohne einen weiteren Blick auf mich verlässt sie das Zimmer. Sie zieht die Tür hinter sich zu und ich höre, wie sie energisch zweimal abschließt. Mit einem Seufzer entweicht die Anspannung aus meinem Körper, die Magica immer in mir auslöst.

Mit spitzen Fingern greife ich nach meinem Buch, um darin zu lesen, bis die Creme eingezogen ist und ich mich endlich wieder anziehen kann. Doch da höre ich von draußen Gelächter und Rufe. Ich lege das Buch wieder zur Seite und gehe stattdessen zum Fenster hinüber. Halb hinter der Gardine verborgen luge ich hinaus. Unser Turm steht ganz am Rand von Turrin, der Blick aus meinem Fenster zeigt hinaus auf das Nichts, das sich hinter der Stadt erstreckt. Nun, Nichts ist vielleicht nicht ganz richtig. Ich sehe den Äthernebel am Boden, so dicht, so beständig, dass er nichts von dem preisgibt, was sich darunter befindet. An grauen Tagen schimmert er grünlich, an sonnigen fast gelb, aber er verschwindet niemals, nie habe ich eine Lücke darin gesehen. Wenn ich mich ganz dicht an die linke Kante meines Fensters stelle, kann ich einen winzigen Ausschnitt von Turrin sehen, genauer gesagt, die Brücke, die von unserem Turm zu dem unserer Nachbarn auf der linken Seite führt, den Masons. Zumindest haben die Masons früher dort gewohnt, ich habe oft mit ihrer Tochter Margy gespielt. Nur jetzt bin ich seit fast fünf Jahren in meinem Zimmer, ich habe den Turm seitdem nicht verlassen. Aber ich denke oft an die

Menschen, die ich früher kannte. Was, wenn die Masons inzwischen tot sind? Oder Turrin verlassen haben?

So sehr ich mich auch recke, ich kann niemanden auf der Brücke sehen. Die Rufe müssen von einem der öffentlichen Plätze gekommen sein, die in der Stadt zwischen den Türmen verstreut liegen. Turrin besteht aus insgesamt 242 Türmen, sie wurden gebaut, als bekannt wurde, dass die Ätherkatastrophe nicht zu beherrschen ist und sie nicht rückgängig gemacht werden kann. Mein Vater hat mir immer erzählt, wie viele mutige Männer und Frauen bei dem Bau der Türme gestorben sind, entweder durch Unfälle oder durch Ghulangriffe. Wir müssen ihnen dankbar sein, dass sie all das auf sich genommen haben, damit wir ein sicheres Leben fernab des Erdbodens führen können. Und ich bin ihnen dankbar, sehr sogar, doch ich verstehe nicht, warum Magica mir nicht einmal mehr erlaubt, das Haus zu verlassen. Noch vor fünf Jahren bin ich über die Brücken gerannt, habe mit anderen Kindern gespielt, doch nach dem Tod meines Vaters war ich plötzlich nur noch allein. Magica sagt, sie beschütze mich. Doch wovor? Wovor schützt sie mich mit dieser Einsamkeit? Will sie nur nicht, dass ich auch so krank werde wie mein Vater und sterbe? Grübelnd blicke ich eine Zeitlang aus dem Fenster, so lange, bis die Creme auf meinem Körper endlich eingezogen ist und ich mich anziehen kann. Ich entscheide mich für ein langes T-Shirt und eine lockere Hose aus Leinen.

Eine halbe Stunde später öffnet sich meine Tür erneut, doch nur so lange, wie Magica braucht, um mir das

Tablett mit meinem Frühstück hineinzuschieben. Sofort danach schnappt das Schloss wieder zu, der Schlüssel dreht sich und ich bin wieder allein. Ich habe keinen großen Hunger, doch ich weiß, wenn ich nicht alles aufesse, wird Magica mich dazu zwingen und darauf würde ich gerne verzichten. Es gibt zwei Scheiben Brot, dazu Käse, Rührei und Schinken, als Nachttisch einen Apfel. Ich seufze und beginne zu essen. Schon sehr bald fühle ich mich vollgestopft, doch ich beiße noch einmal in mein Brot. Das Essen fühlt sich seltsam an in meinem Mund. Inzwischen ist mir egal, was ich esse, es ist ohnehin meistens das gleiche, jeden Tag. Essen macht mir keinen Spaß mehr. Früher habe ich gern gegessen, Abendessen mit meinem Vater, Süßigkeiten vom Bäcker... Doch jetzt soll das Essen kein Spaß sein, es soll mich schön machen. Es soll mich so machen, wie Magica mich haben will. Mit dem Brot in der Hand stehe ich auf und gehe zum Fenster.

Erneut blicke ich hinaus, hinab in den Äther, der um den Turm herumwirbelt. Es ist, als reflektierten einzelne Partikel des Äthers das Sonnenlicht, sie tanzen mal hierhin, mal dorthin, sodass der Äther stets seine Form ändert. Kurz entschlossen reiße ich das Fenster auf und atme tief ein, so tief, dass meine Lunge zu platzen droht. Als ich die Luft wieder ausstoße, hänge ich mich über die Fensterbank, mein Kopf baumelt auf Höhe der ersten Steine des Turms unterhalb des Fensters. Ich spüre, wie mir das Blut in den Kopf schießt, doch ich starre weiter hinab in den Abgrund, in den Äther. Wie mag es

dort unten sein? Ich kenne die Geschichten, doch wie weit kann man Geschichten wirklich trauen? Ich habe wilde Gerüchte gehört, die Ghule seien zu Kannibalen geworden, sie hätten jede Menschlichkeit verloren, als sie sich verwandelten. Verwandelten... Der Äther macht etwas mit den Menschen, die längere Zeit mit ihm in Berührung kommen. Etwas Grauenhaftes.

Vor Jahren bin ich mit meiner Freundin Margy in die Bibliothek geschlichen, dort gibt es eine Abteilung, die sich mit dem Äther beschäftigt, mit der Geschichte, bevor es Turrim gab. In den Büchern waren auch Bilder. Gemalte Bilder von Ghulen. Sie liefen auf allen Vieren, zur Unkenntlichkeit verkrüppelt, mit dunkelgrüner Haut, so dunkel, dass sie fast schwarz erschien. Und mit Zähnen so spitz wie Nadeln. Damals hatte ich mir gut vorstellen können, wie diese Zähne menschliches Fleisch zerfetzten. Es wirkte alles so... nah, so echt. Ich wünschte, ich könnte mich selbst von dem überzeugen, was ich in meinen Büchern lese, es selbst sehen. Denn gibt es etwas wirklich, wenn man es nicht selbst gesehen hat?

Ich weiß, ich weiß, ich sollte dankbar sein. Ich bin am Leben, ich bin kein Ghul und ich habe jemanden, der sich um mich kümmert. Doch leider ist mir das nicht genug.

Mit einem kräftigen Schwung werfe ich das halbe Brot aus dem Fenster, das ich noch immer in der Hand halte. Ich folge seinem Weg den Turm hinab so lange mit den Augen, bis es im Äthernebel verschwindet. Wie an den meisten Tagen lausche ich auf ein Geräusch, einen

Aufprall, doch der kommt nie, der Turm ist einfach zu hoch und das Brot vermutlich auch nicht groß genug. Ich habe schon öfter darüber nachgedacht, vielleicht eines meiner Bücher hinabzuwerfen, nur unglücklicherweise kann ich das meinen Büchern nicht antun. Doch ich bin neugierig, neugierig zu sehen, wie die Welt inzwischen geworden ist. Wie geht es den Menschen in Turrim, die ich kannte? Gibt es inzwischen neue Forschungen zum Äther, vielleicht zu den Ghulen? Ich weiß es nicht, ich weiß einfach gar nichts. Zwar bringt mir Magica Bücher, aber es sind Romane, keine Berichte, keine Forschungen, keine Tageszeitungen.

Einige Minuten verbringe ich noch damit, aus dem Fenster zu starren und mir auszumalen, wie es wohl auf dem Erdboden aussieht, doch meine Fantasie reicht kaum weiter, als bis zu dem Bild, das ich von den Ghulen gesehen habe, also gebe ich es schließlich auf und schlaege das Fenster zu.

Als nächstes tue ich etwas, das Magica mir streng verboten hat: Ich bewege mich übermäßig. Ich beginne damit, auf der Stelle zu laufen. Ganz am Anfang habe ich noch versucht, in meinem Zimmer umherzulaufen, doch das habe ich schnell wieder aufgegeben, dazu ist mein Zimmer einfach nicht groß genug.

Ich laufe auf der Stelle, bis mir warm wird und erste Schweißperlen auf meine Stirn treten. Dann mache ich Kniebeugen, bis meine Beine zittern. Mein Atem geht inzwischen schwer und deutlich hörbar. Doch ich habe keine Angst, Magica könnte mich erwischen. Sie betritt

mein Zimmer nur am Morgen, nur zu der Prozedur, für mein Essen öffnet sie lediglich die Tür. Den Rest des Tages habe ich meine – kaum erträgliche – Ruhe. Im Anschluss mache ich Liegestütze. Als ich mit meinem Training begonnen habe, konnte ich nicht eine davon. Ich beugte die Arme – und blieb hilflos wie ein Fisch am Boden liegen. Inzwischen schaffe ich fast zwanzig an einem Stück. Und ich bin stolz auf mich. Auch wenn ich kein bestimmtes Ziel mit meinem Training verfolge, so macht es mich doch stolz, etwas erreicht zu haben. Das Training mache ich nur, um vor Langeweile nicht wahnsinnig zu werden. Magica kann mir noch so viele Bücher in mein Zimmer – mein Gefängnis – werfen, man kann nur eine gewisse Weile in Geschichten versinken, bis man sich wieder nach der echten Welt sehnt.



Es ist inzwischen Nachmittag geworden, ich sehe es an den Schatten, die die Sonne durch mein Fenster wirft. Ich stehe vom Bett auf, auf dem sich vier an verschiedenen Stellen aufgeschlagene Bücher tummeln, und gehe hinüber zum Fenster und öffne es. Behände klettere ich auf die Fensterbank und setze mich in den Schneidersitz. Ich genieße die Sonne auf meinem Gesicht, auch wenn Magica mir gesagt hat, ich solle die Sonne meiden, sie sei nicht gut für meine Haut. Ich weiß nicht, warum ich mich darum scheren sollte, niemand bekommt meine Haut jemals zu Gesicht und mich selbst kümmert

mein Aussehen nicht. Den Spiegel, der neben meinem Kleiderschrank hängt, beachte ich schon seit Jahren nicht mehr. Am Anfang dachte ich noch, wenn ich Magica zufriedenstellen würde, würde sie mich wieder aus meinem Zimmer lassen. Ich gab mir Mühe mit meinen Haaren, meiner Kleidung, aber es änderte nicht das geringste. Inzwischen lasse ich mein langes Haar so, wie es ist. Ich weiß nicht, ob ich mich in der Zeit, die ich den Spiegel nun schon ignoriere, verändert habe, aber ich bin nicht neugierig genug, um nachzusehen.

Mit einem Mal erklingt Musik, eine angenehme Melodie, gespielt auf einer Gitarre. Ich lausche den Noten, und nach einigen Sekunden wird mir klar, dass ich das Lied kenne. Mein Vater hat es früher oft für mich gesungen, abends, wenn wir vor dem Kaminfeuer saßen. Spielt jemand auf den Straßen von Turrin dieses Lied? Gibt es womöglich ein Fest? Ich recke den Kopf, doch wieder kann ich auf der Brücke niemanden erkennen. Ich schließe die Augen und genieße das Lied, das mich zu umtanzen scheint. Bevor ich mich davon abhalten kann, öffne ich den Mund und beginne die Worte zu singen, die ich vor Jahren von meinem Vater gehört habe. Je länger ich singe, desto sicherer und kräftiger wird meine Stimme. Schließlich stehe ich auf und singe mit voller Lautstärke. Es ist nicht gerade so, als ob ich gut singen könnte. Und nein, Begeisterung kann fehlendes Können leider nicht ausgleichen, aber was soll's? Selbst wenn mein Gesang jemandem nicht gefällt, was könnte er dann tun? Mich in meinem Zimmer einsperren?



Als ich mit voller Lautstärke singend auf meiner Fensterbank stehe, gerät die Musik für einen Moment ins Stocken und ich bekomme Angst, das könnte schon alles gewesen sein, doch sofort fließen die Töne wieder und ich singe, bis das Lied zu Ende ist und die Musik verstummt. Erschöpft, aber so euphorisch wie selten sinke ich zurück auf die Fensterbank, meine Beine baumeln über dem Rand und ich lehne mich mit geschlossenen Augen zurück. Ich hoffe, es wird ein zweites Lied geben, doch die Musik kommt nicht zurück. Nach einigen Minuten verlasse ich meinen Platz am Fenster und klettere zurück ins Zimmer, wo ich den Rest des Tages mit meinen Büchern verbringe.

## • KAPITEL 2 •



Es sind fast zwei Wochen vergangen, seitdem die Musik vor meinem Zimmer erklungen ist. Jeden Tag öffne ich das Fenster in der Hoffnung, sie wieder zu hören, doch nichts. Mittlerweile frage ich mich, ob ich sie mir womöglich nur eingebildet habe. Vielleicht war das Lied eine Art Wunschdenken, das beim Gedanken an meinen Vater aufgekommen ist. Ich würde sie gerne noch einmal hören, nur, um zu wissen, ob sie real war.

Der Schlüssel im Schloss dreht sich und die Tür wird mit Schwung geöffnet. Magica tritt herein, doch ihre sonst düstere Miene wird heute von einem Lächeln erhellt. Einem Lächeln, das ich als weitaus unheilverkündender empfinde, als ihren sonstigen unfreundlichen Gesichtsausdruck.

„Ich habe gute Neuigkeiten“, verkündet sie, kaum dass die Tür wieder ins Schloss gefallen ist.

Ich schweige, denn normalerweise erwartet Magica keine Antwort von mir. Sie redet ja kaum mit mir, da gibt es die meiste Zeit für mich nicht einmal die Gelegenheit, auf irgendetwas zu antworten. Manchmal habe ich das Gefühl, sie redet gar nicht so sehr mit mir, nicht

mit einem Menschen, sondern einem Gegenstand, wie beispielweise einer Vase oder einem Schrank. Oder vielleicht eher wie mit einer Pflanze. Schließlich soll ich ja auch brav wachsen und gedeihen.

„Willst du gar nicht wissen, was für Neuigkeiten es sind?“ Magica Augen sind erwartungsvoll geweitet und sie sieht mich direkt an.

Ich schlucke das „Eigentlich nicht“, das mir auf der Zunge liegt hinunter und sage: „Natürlich. Was für gute Neuigkeiten hast du?“

„Ich habe einen Mann gefunden.“ Sie sieht mich an, als erwartete sie, dass ich in tosenden Applaus ausbreche, aber das ist nicht gerade das, was ich fühle. Ich wusste, sie würde nach dem Tod meines Vaters nicht lange allein bleiben. Sie sieht gut aus, sie gibt auf sich acht und sie ist noch jung genug für eine weitere Ehe. Doch Begeisterung von mir zu erwarten, ist nun wirklich übertrieben.

„Schön“, gebe ich mit einem unabsichtlichen Achselzucken zurück. „Das ist schön für dich. Ich hoffe, ihr werdet glücklich miteinander.“ Ich bin nicht sicher, was das für mich heißen wird. Magica ist mein Vormund, wenn sie mich nun rauswirft, dann...

„Für mich?“ Magica zieht eine Augenbraue in die Höhe. „Wieso denn für mich?“ Einen Moment lang bleibt ihre Miene verwirrt, dann jedoch lacht sie. „Nein, dieser Mann ist doch nicht für mich.“ Sie schüttelt noch immer lächelnd den Kopf. „Er ist für dich.“

„Für mich?“, wiederhole ich stumpf ihre Worte. Ein Mann? Für mich? Ich verstehe zwar die Worte, die aus

ihrem Mund kommen, doch ihren Sinn begreife ich nicht. Wofür brauche ich denn einen Mann? Ich bin siebzehn, ich habe dieses Zimmer seit Jahren nicht verlassen, was sollte ich denn mit einem Mann anfangen?

„Natürlich für dich.“ Lächelnd, nun aber zusätzlich noch kopfschüttelnd, geht Magica zum Schrank hinüber und öffnet das Schloss. Mit den für die Prozedur notwendigen Dingen kehrt sie zu mir zurück. „Das alles hier wird sich endlich auszahlen.“ Sie zeigt auf mich, dann auf die vielen Tiegel, Bürsten und Feilen.

„Auszahlen?“ Ich fühle mich wie ein Papagei, doch Magicas Worte ergeben für mich keinen Sinn. Was soll sich denn auszahlen?

„Ach, Valeria, du kannst doch unmöglich so naiv sein.“ Magica legt den Kopf zur Seite, ihre Augenbrauen wandern in die Höhe. Wüsste ich es nicht besser, würde ich glauben, sie sieht mich bedauernd an. „Glaubst du wirklich, ich mache das hier, weil es mir so viel Spaß macht?“ Sie hält eine Bürste in die Höhe und schüttelt den Kopf. „Oder vielleicht, weil ich deinen Vater so sehr geliebt habe? Oder dich?“ Ihre Stimme verliert ihre Sanftheit.

Was sagt sie da? Erst redet sie monatelang kaum ein Wort von mir und dann... „Du hast meinen Vater nicht geliebt?“, bringe ich heraus. Ihre Worte sickern wie Lava in mein Gehirn.

„Doch, natürlich“, entgegnet mir Magica. „Aber nicht so sehr, dass ich sein Balg für immer durchfüttere.“

In meiner Brust breitet sich ein eisiges Gefühl aus.